

Isabelle Lehn: „Die Spielerin“

Ein episches Beziehungsgeflecht

Von Nico Bleutge

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 22.01.2025

Sich einen Reim auf jemandem machen: Isabelle Lehn schreibt einen packenden Roman über die Welt des Investmentbankings. Darin reflektiert sie patriarchale Muster und kapitalistische Strukturen – und zeigt ihre Hauptfigur fast nur aus der Perspektive anderer.

Gleich zu Beginn dieses Romans steht die Hauptfigur vor Gericht. Sie wird schlicht „A.“ genannt. Mit ihrem „kinnlangen Pagenschnitt“, der cremeweißen Bluse und dem anthrazitfarbenen Mantel, heißt es, wirke sie „gepflegt“. Gleichzeitig sei ihr „bezeichnendes Merkmal“ ihre Durchschnittlichkeit. Eine „Frau mittleren Alters“, die man leicht mit der Gerichtsprotokollantin verwechseln könne. Auffällig sei ihr verschlossenes Gesicht – „als beträfe sie das alles nicht mehr“:

„Sollen sich andere einen Reim auf sie machen und versuchen, ihre Gesten zu lesen. Alles an ihr wird zum Zeichen, alles an ihr ist Verweis: ob sie sich gerade hält oder gekrümmt sitzt, die Hände faltet, wie zum Gebet, oder die Arme vor der Brust verschränkt hat. Ihre hängenden Mundwinkel könnten auf Überheblichkeit hinweisen, oder sind ihre Züge bloß welk? [...] A., deren Name in der Presse auf ‚A.‘ verkürzt wird, zum Schutze ihrer Identität.“

Die Welt der Golden Boys

Diese kurze Passage dient nicht allein der Beschreibung der Hauptfigur, sie ist auch Leseanleitung für den Roman. Man merkt schnell, dass man es nur mit Bildern von A. zu tun hat. Und dass sie mit der titelgebenden Bezeichnung „Spielerin“ gemeint ist. Zugleich ist dieser Anfang des Buches das Ende der Geschichte, um die es geht. So zeigt die kleine

Isabelle Lehn

Die Spielerin

S. Fischer, Frankfurt

272 Seiten

25 Euro

Volte auch Isabelle Lehns Kunst, mit der Form des Romans und mit der Frage nach der Fiktion ihrerseits zu spielen. Wie heißt es doch im selben Abschnitt:

„Man muss die losen Fäden gut festhalten, um auch den Rest des Knäuels zu entwirren.“

Ihr narratives Knäuel hat Isabelle Lehn mitten in die Welt des Investmentbankings gesetzt. Sie erzählt A.s Geschichte als eine Geschichte des Aufstiegs, der im Verborgenen geschieht, mithilfe von doppelten Böden und Erzählungen, verschleierte Identitäten und A.s Begabung, sich vor allem von ihrer männlichen Kollegenschaft unterschätzen zu lassen, um so Raum für eigene Geschäfte zu haben. Geschäfte, die weit jenseits der Grenze zur Legalität angesiedelt sind. Es ist ein langer Weg, der sie aus ihrer kleinen Lebensstadt in Niedersachsen erst nach Frankfurt und Zürich, dann sogar nach Moskau und Shanghai führt. Die Bankenwelt wird sichtbar als ein Universum der Hybris und des Prunks. Die erfolgreichsten Broker-Gruppen nennen sich „Golden Boys“, auf Parties gibt es ganze Säle voller Champagnerglastürme, dazu eigens engagierte Escortgirls für die Kundschaft, und zur Feier eines der Golden Boys wird schon mal Tina Turner eingeflogen, um ein einziges Lied zu singen. Erst die Finanz- und Wirtschaftskrisen in Südostasien und Russland Ende der 90er Jahre werden dieses Universum aufsprengen. A. nutzt die Männerwelt für ihre Zwecke, sie wird als Bankerin risikoreiche Anlagen verkaufen – und sie lernt die entsprechenden Spielregeln, samt rhetorischer Kniffe und Darstellungstechniken:

„Es war wirklich ein Kinderspiel, selbst hoch volatile Produkte an eine bestimmte Sorte Kunden zu bringen. Sie durfte bloß nicht aus der Rolle fallen, die man für sie vorgesehen hatte, und solange sie die Fassung bewahrte, in die man sie eingefasst hatte, und das bisschen Selbstachtung aufgab, das sie sich inzwischen erarbeitet hatte, war es wirklich lächerlich einfach.“

Offshorekonten und Dependancen

Spätestens seit Émile Zolas Roman „Das Geld“ ist das Schreiben über die Welt der Finanzen flankiert von der Frage, ob ein Buch über etwas so vergleichsweise Nüchternes und Langweiliges wie Geld selbst langweilig sein dürfe. Isabelle Lehn beantwortet die Frage mit einem klaren Nein. Für die nötige faktische Erdung hat sie ihre Geschichte an einen realen Fall angelehnt. 2018 hatte der Journalist Sandro Mattioli in einem Artikel den Fall Martina N. aufgedeckt. Eine Frau aus Niedersachsen, die es als Bankerin bis nach Zürich

schaffte. Und die lange Zeit für die Mafia gearbeitet haben soll. Anfang der 2000er Jahre war sie in Berlin für die Nachrichtenagentur DDP tätig, die 2004 Insolvenz anmeldete.

Auch Isabelle Lehns Hauptfigur A. arbeitet nach ihren weltweiten Einsätzen am Ende bei einer maroden Berliner Nachrichtenagentur, im Roman kurz und vielsagend „DNA“ genannt. Und sie ist schon seit ihren Zürcher Tagen für die Mafia tätig. Sie wäscht deren Geld. Oder etwas eleganter, in der Sprache des Romans formuliert:

„Wir trauten ihr durchaus zu, einen unüberschaubaren Plot zu erfinden, ein episches Beziehungsgeflecht mit internationaler Besetzung, um unser Geld zu legalisieren. [...] Der Phantasie waren keine Grenzen gesetzt, um das Geld [...] auf die Reise zu schicken, in einem Netzwerk aus Zweigstellen und Handelspartnern, Offshorekonten und Dependancen, einmal rund um die Welt, bis keine Spuren mehr zum Ursprung führen würden.“

Das Knäuel entwirren

Wie A. hantiere auch die Mafia im Verborgenen, liest man an einer Stelle, und lasse sich gern unterschätzen. Aber die Verbindungen sind noch intensiver. Tatsächlich reichen sie bis in die Erzählstruktur hinein, hat die Mafia doch durchaus viel mit dem erzählenden „Wir“ gemein. Innerhalb dieser narrativen Klammer entspinnt Isabelle Lehn sehr geschickt ein Spiel personaler Erzählweisen, nähert sich mal der einen, mal der anderen Figurensicht an, wobei die Übergänge bisweilen so hauchfein gebaut sind, dass man sie erst nach einigen Sätzen bemerkt. Dazu kontrastiert sie Perspektiven – A. und ihre Vorgesetzten, A. und der Kontaktmann der Mafia – und setzt auf eine genaue Dramaturgie. So entsteht, obgleich im letzten Kapitel vielleicht der eine oder andere Knäulfaden zu viel entwirrt werden soll, „Suspense“ im besten Sinne.

Das Raffinierteste an diesem Roman aber ist das Spiel mit patriarchalen Mustern. Auch wenn Isabelle Lehn Machtgesten und kapitalistische Strukturen kritisch reflektiert, platziert sie ihre Hauptfigur nicht außerhalb davon, sondern zeigt, wie A. diese Strukturen perfekt für sich nutzt. Am Ende ist auch sie eher Teil des Problems als Teil der Lösung.